

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 19

Artikel: Paläste als Ruinen
Autor: Keller, Eduard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643978>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von der Rathhaustreppe herab verkündete der Schultheiß aufrecht der harrenden Menge den Sieg der Berner Waffen zu Willmergen. Als er rief: Fünf Fahnen und neun Feldstücke, zwei Urhörner und fünf Munitionswagen wurden von unseren tapferen Soldaten erbeutet, fünfhundert Gefangene verlor der Feind und mehr als zweitausend Tote, jetzt wird der Friede nicht mehr fern sein, da brach ein dröhnender Jubel los.

„Jetzt wird unser Herr wieder jung“, sagte Barbara zu Christen, „schau, wie er den Kopf hoch trägt, und schau, wer drückt ihm dort die Hand? Ei der tausend, das ist ja der Herr Alexander von Wattenwyl der ihn sonst nicht leiden mochte! Jetzt hat ein neues Viertel begonnen!“

Nun donnerten von der großen Schanze herab die Freuden-schüsse der Batterie, und langhin grollte es über der Stadt; bei jedem neuen Schusse klirrten die Fenster und schrakten die Leute zusammen, daß die Lichter der Besuchslaternen, mit denen sie sich auf der nächtlichen Gasse einfanden, gewaltig zu flackern begannen.

Als die Schüsse verhallt und die Glocken verklungen waren, ertönten Freudengesänge aus den Gassen hinauf an die Türme, und eher nicht verzogen sich die Tausende, bis vom Rathaus der Bericht kam, daß morgen im ganzen Lande der Sieg mit Freudenfeuern und Böllerschüssen, aber auch eine ganze Woche lang täglich mit einem Dankgottesdienste gefeiert werden solle.

Fortsetzung folgt.

Paläste als Ruinen

Von Eduard Keller

„Wer vor den hohen Säulen und blendenden Marmorfriesen steht, des Auge ist geblendet ob soviel gigantischer Größe. Aus allen Enden der Welt sind Künstler herbeigeeilt, um diesen riesenhaften Palast mit seinen Säulen und Hunderten von Zimmern zu schmücken. Eine Wanderung durch seine Weiten bereitet immer neue Ueberraschungen an kostbaren Täferungen, Fresken und Malereien. Nur eines sucht man vergebens: die Seele dieses großen Hauses, dem das Wort Paz, Friede, eingemeißelt wurde.“ Diese Worte stehen in einer schweizerischen Tageszeitung, sie umschreiben damit eine grandios-tragische Angelegenheit, es betrifft das Völkerbundsgebäude, das größte Leichenhaus der Welt.

Vor 20 Jahren wurde in unserm Lande darüber abgestimmt, ob wir dem Völkerbund beitreten wollten oder nicht. Meinerseits habe ich — so grotesk es im ersten Moment klingen mag — dagegen gestimmt, weil mir die Idee eines Völkerbundes so sehr sympathisch war. Kann man sich etwas Idealeres, Schöneres, Wertvolleres vorstellen als einen Bund, der alle Völker der Erde umfaßt, der sich bemüht, die Schäden unserer Unzulänglichkeit auszumerzen, der aufbauen und positiv wirken will? Gewiß läßt sich kaum etwas Edleres ausdenken. Dieser Völkerbund aber, der vor 20 Jahren ins Leben gerufen wurde, war von Anfang an eine Leiche und war zu jeder Stunde so morbid, daß überhaupt nie Aussicht auf Besserung bestand. Es ist klar, daß aus einer Schar Krämer nie und nimmer Philosophen werden können, mit andern Worten, aus engherzigen Nationalisten können unter keinen Umständen weise, überlegene Menschen werden. Es ist manchmal in der Weltgeschichte notwendig, daß ein Anonimer aus dem Volk, der nichts ist und nichts hat, den Großen, die oben am hellen Lichte sind, eine kleine Wahrheit sagen muß.

Doch nicht von diesen eher moralischen Dingen wollen wir reden, sondern von sehr materiellen Dingen. Vom Palast, vom Völkerbundsgebäude, der mehr als 30 Millionen Franken gekostet hat. Zur Verdeutlichung sei ein Gleichnis angebracht: Einige Menschen haben eine an sich ganz gute Idee und möchten sie gerne verwirklichen. Viele Hindernisse sind aber zu umgehen und zu überwinden. Nun sind zwei Möglichkeiten zur Realisierung ihres Planes offen. Wenn sie rechtschaffen, ehrlich und geistreich sind, so versuchen sie auf einfacher Basis ihr Projekt zu verwirklichen. In erster Linie suchen sie eine vorläufig primitive, billige Bude, um darin ihre Versuche zu machen, um zu sehen, wie es etwa gehen könnte. Läuft das Geschäft dann, werden sie nach und nach den Raum ausbauen, ihn erweitern und vielleicht später, wenn alles auf guten Bahnen ist, sogar einen bescheidenen Neubau wagen, um sich von hier weiter auszu-dehnen. Im andern Falle geht es eben umgekehrt. Sie werfen mit vielen Worten um sich, treten groß auf, pumpen mit viel-

fragenden Versprechungen alle ihr Bekannten an, bauen schon vor der Gründung ihres Geschäftes einen schwer übersehbaren Neubau um schließlich — es mußte zwangsweise so kommen — den Konkurs anzumelden. Wahrscheinlich sind sie dazu zu feige, sie verbrämen die ganze Schöpfung immer noch mit schönen Worten und tun als ob . . .

So ist es heute mit dem Völkerbundsgebäude. Ein technisches Wunderwerk (allerdings kein architektonisches) steht vor uns, aber, — die Seele fehlt, der Impuls fehlt, all das fehlt, was dem Bau zu seiner Existenzberechtigung verhelfen würde. Wir wollen zugeben, daß in den 20 Jahren da die tote Leiche lebte viele schöne Worte geredet wurden. Auch mag guter Wille vorhanden gewesen sein. Man hat den Mädchenhandel eingeschränkt, hat auf philanthropischem Gebiet dies und jenes getan, hat sehr gute Löhne an die Angestellten ausbezahlt, nur eines hat man nicht, wirklich für den Frieden der Welt gearbeitet. Jedes Land hat für sich selbst geschaut, hat sich vor allem gerne gehabt und niemand hat für die andern, für den Nachbarn, für den Nuchmenschen etwas unternommen. Nun steht der Palast in Genf wie der Turm zu Babel. Man redete in vielen Sprachen, nur in keiner, die von gewöhnlichen Menschen verstanden worden wäre. Und weil der kleine Mensch, der Anonyme, der Mensch der Arbeit und des Alltags, dem Friede und Ruhe Voraussetzung zu seinem Leben ist, nichts zu diesem Monsterggebäude zu sagen hatte oder weil er die schönen Worte, die man ihm vorredete, als wahr annahm, darum mußte es so kommen. Der Turm von Babel hat seinen Traum wieder einmal ausgeträumt, man hat aneinander vorbeigesprochen, hat den Nationalismus höchste Triumphe feiern lassen und die Menschlichkeit damit begraben.

Wir leben im Zeitalter der Technik. Auf allen Rednerpulten stehen Mikrophone und vom Völkerbundsgebäude aus hätte man zu ungezählten Millionen reden können. Die Schweiz hat ihre Mission nicht so erfüllt wie sie hätte tun können, man hätte bedeutendere, wichtigere, realere Worte und vor allem Taten erwartet. Wenn die Großen der Welt den richtigen Ton zu den Herzen der Menschen nicht finden, so wäre es höchste, schönste und wichtigste Aufgabe der Kleinen gewesen, dies zu tun. Wir haben die Zeiten, da dies noch möglich gewesen wäre, unbenutzt vorübergehen lassen, wir haben uns mit allgemeinen Worten, die nach vielen ausfahlen und zu nichts verpflichteten, begnügt, niemand von unsern Führern hat sich geopfert, keiner hat sich exponiert, jeder hat die Form gewahrt und den Inhalt damit verraten.

Dies alles sollte man wenigstens einmal zugeben und aussprechen dürfen. Noch etwas bleibt zu sagen, Angesichts der Ruinen aus Gold und Marmor. Ueberall spricht man von Lan-

desverteidigung und vom moralischen Ausbau unserer Positionen. Unsere materielle Lebenseinstellung ist aber noch nicht überwunden und unsere Vorgefekten — wo sie auch stehen mögen — bieten uns keine vorteilhaften Beispiele. Immer noch wird der Beruf, der zu wählen ist, in erster Linie vom Standpunkt der Wirtschaftlichkeit aus betrachtet. Wo sind die Pioniere, die noch Mut, Ausdauer und Ideale haben, die nicht nach Sicherstellung, Pensionen und Erfolgen Ausschau halten, die sich selbst freiwillig aufs Spiel setzen und dadurch helfen die Welt mit ihrem teuflischen Geldeswert zu überwinden, wo sind sie?

Wenn dereinst unser heutiges Völkerbundsgebäude als Marktstein und Zeitwende, als Denkmal im negativen Sinne

gewertet werden sollte, dann dürfte der glückende Steinhaufen, wie er heute in Genf steht, doch noch seinen Wert erhalten. Auf diesen Zeitpunkt hin warten wir. Irgend ein Mensch, irgend eine Generation wird den Tag erleben, da die Völker „zueinander“ find, da sie den Gedankengang von Plato, Christus und andern Geistesfürsten wieder weiter ausbauen werden. Dann aber wird ein Völkerbundsgebäude ganz anders aussehen, es wird einfach und bescheiden sein, damit große Gedanken darin Raum und Ausdehnungsmöglichkeit haben.

Diesen neuen, einst kommenden Völkerbund grüßen wir schon heute, auf ihn bauen und hoffen wir, ob wir ihn noch erleben oder nicht.

Wandertag

Laß es, in die Luft geschrieben,
Mit dem blauen Wind vertrieben,
Herz, was heute dich durchweht!
Summ's den Wölklein leis im Schreiten,
Die da glanz erfüllt geleiten,
Was durch meine Seele geht!

Laß es rings wie Blust im Maien
Auf die grünen Wiesen schneien,
Oder als ein Schmetterling
Seine goldnen Flügel heben
Und beglückt im Lichte schweben,
Das ihn trägt und ganz umfing!

Blühe denn, du schöne Stunde,
Meinem Herzen, meinem Munde,
Wo ich heute geh und steh!
Was ich sinne, was ich fühle
Ist ein wonniges Gewähle:
Schmetterling und Blütenschnee!

Walter Dietiker.

Ein Kinderbegräbnis

Driiben, neben der Farm, wo sich einige Reihen frische, ältere und halbverwachsene Hügel oder auch eingefallene längliche Versenkungen befinden, wühlen zwei Eingeborene in der Erde. — Tiefer wird der Graben und höher die aufgeworfene Erde, bis sie Pickel und Schaufel beiseite stellen, die Stummelpfeife mit dem stinkenden Negertabak stopfen, dessen beißender Rauch einen Elefanten vertreiben kann, — und warten. —

Es ist ein kleiner Negerfriedhof. Keine Umzäunung; oft stampfen die weidenden Röhre auf den schon halbflach getretenen Hügeln herum, weil dort das Gras besonders gut zu gedeihen scheint. Ueber anderen Gräbern sind zerbrochene Ziegelsteine aufgeschüttet, daß es aussieht, wie in einer Schuttgrube. Andere wiederum sind eingefriedet in ein wildes Stacheldrahtverhau. — Ganz wie das weite, ebene Land mit seinen gewundenen, regellosen Erdfurchen der trockenen Wasserläufe, den eigenwillig verstreuten Negerhütten und den ordnungslos angelegten Meckern, wo der grünende Mais dem ewig blauen Himmel und der tagtäglich wiederkehrenden Sonnenglut sich entgegenreckt. —

Irgendwoher kommen ungewohnte Laute. Weit driiben taucht ein Züglein Menschen und Karren auf. Lauter und lauter wird der Gesang aus immer wiederkehrenden Rhythmen, der sich aus einzelnen Stimmen zu einem vielstimmigen Gesang sammelt, von einem wimmernden Piano zu einem donnernden Fortissimo anschwillt, in die Höhe schwingt, verebt und mit dumpfem Bass in tiefste Tiefen fällt, um mit hellen Rehlauten

erneut langsam in vielen Variationen empor zu steigen, so hoch, wie die menschliche Stimme überhaupt sich zu erheben vermag, um wiederum in ein unterirdisches Donnerrollen der Bäße zu fallen — Laute eines wunden Tieres, — einer gequälten Seele.

Das Züglein erscheint vor dem Friedhof. Voran schreiten die obligaten drei Negerpfarrer in weißen Kitteln. Auf einem wackeligen Schimmel reitet der Führer des Zuges. Dahinter kommt ein Karren über das holperige Gras geschaukelt, dessen Chassi einmal einen alten Ford getragen hat, nur daß der Dienst des lebensmüden Motors zwei graue Esel übernommen haben. Auf dem Wagen sitzen stumm die Frauen in weiße Tücher gehüllt, und zu deren Füßen steht in der Wagenmitte der kleine Sarg. — Den Schluß aber bilden all die nahen und ferneren Angehörigen des Toten, verzückt sich wiegend im Rhythmus des Totengefanges. —

Der Zug hält an, das schneeweiße Sarglein wird vom Wagen gehoben und über die offene Grube gestellt. Totenstille herrscht, — bis mit einemmale, gleich einem Orkan, der Totengefang erneut über die Steppe schwillt. Der erste Pfarrer spricht sein Gebet in Zulu, der zweite dasselbe in Masuto, und der dritte in Afrikaans. — Denn, es gibt so viele Negerpfarrer, es ist ein so schöner wie bequemer Beruf, — sie müssen gelebt haben, wenn ihre Gläubigen auch nur einmal sterben! —

Die Erdschollen poltern in die Tiefe und decken langsam das Tote zu, während der Gesang erneut in Orgien über das Grab